

Anastasius Grün

(Anton Alexander Graf Ruersperg).

In den österreichischen Kriegsliedern, wie sie jetzt pilzartig am Schreibtisch entstehen, klingt vielfach ein Unterton durch, den vor mehr als achtzig Jahren ein „Wiener Poet“ in seinen „Spaziergängen“ mit dem begeisterten Frohruf „Niesin Austria!“ angeschlagen hat. Derselbe Dichter wird gegenwärtig in literaturgeschichtlichen Aufsätzen, die das Verhältniß der Dichtkunst zu den zeitgenössischen politischen Strömungen behandeln, als führender Geist einer besondern Gruppe der „Jungdeutschen“ nicht selten genannt. Endlich findet sich der Name des sonst fast vergessenen Sängers in rein politischen Darlegungen erwähnt, wenn die so glücklich gewordene Waffenbrüderschaft zwischen Deutschland und Österreich in ihrem geschichtlichen Werden entwickelt wird. Es scheint sonach nicht ganz unzeitgemäß, das beinahe verblaßte Bild dieses einst nicht unberühmten Mannes aufzufrischen, um daran zu erkennen, wie sich in den letzten fünfzig Jahren die Lebensanschauungen auf allen Gebieten gewandelt haben. Diese Aufgabe läßt sich nunmehr ziemlich leicht und annähernd vollkommen lösen, seit die „Goldene Klassiker-Bibliothek“ die Werke des Dichters mit dem nötigen wissenschaftlichen Zubehör neu herausgegeben hat¹.

Zu diesen wünschenswerten Hilfsmitteln gehört zunächst die den Werken des Dichters vorausgeschickte ausgiebige Darstellung seines Lebens und Wirkens — sie umfaßt 161 Seiten. Daraus hat der verdiente Herausgeber später in dem jüngst abgeschlossenen zweiten Band der österreichischen Literaturgeschichte einen kurzen Abriß zusammengestellt (S. 758—766 901—903 und 947—951) und damit zugleich für Anastasius Grün einen bestimmten Platz am österreichischen Dichterkimmel festgelegt. Nur bedauert Castile, daß ihm weder der handschriftliche Nachlaß des Dichters zugänglich

¹ Grüns (Anastasius) Werke. (Vollständige Ausgabe.) Herausgegeben, mit Biographie, Einleitungen und Anmerkungen versehen von Prof. Dr. Eduard Castile. Berlin, Bong. 6 Teile in 3 Reinenbänden M 6.— = K 7.20. In 3 Halbfranzbänden M 9.— = K 10.80. Prachtausgabe in 3 Reinenbänden M 9.— = K 10.80. Prachtausgabe in 3 Luxus-Halbfranzbänden M 12.— = K 14.40.

war, noch eine Einsicht in seinen Briefverkehr verstattet wurde, und er begründete später bei Veröffentlichung der „Briefe von A. Grün an R. J. Schröder“ (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1910) sein Bedauern mit dem Hinweis auf die Schwierigkeit, die durch Vorenthaltung wichtiger Quellen „dem ernstesten und redlichen Forscher erwachsen, der ein wahrheitsgetreues Bild von Auerspergs Persönlichkeit, seinem poetischen und politischen Wirken entwerfen will“.

Ein ähnlicher Gedanke war schon zu Lebzeiten des Dichters laut geworden, bei Gelegenheit seiner 70. Geburtstagsfeier (1876). Der damals noch jugendliche Professor Schönbach stimmte mit in den weithin schallenden Jubel ein, nur in etwas gedämpfterem Tone, „indem er sich dem Dichter gegenüber noch nicht zu prüfen getraut, welche Art Zinken der Goldreif führt, den wir im deutschen Dichterheere auf seinem Haupte funkeln sehen“; er verweist erwartungsvoll auf „viel Schönes, das des Dichters Schrank bewahre“, und spricht den Wunsch aus: „Möchte er es uns nicht zu lange vorenthalten!“ (Schönbach, Gesammelte Aufsätze S. 174—186.) Der Wunsch hat sich nicht erfüllt. Auersperg hat bekanntlich seinen Ehrentag nur wenige Monate überlebt, und der geheimnisvolle Schrank ist bis heute nicht eröffnet worden. Ob er Schriften birgt, die das Bild des Dichters, wie es aus den vorhandenen Werken in ziemlich sichern Umrissen entworfen werden kann, wesentlich ändern, mag billig bezweifelt werden. Grün hat alles, was ihm irgendwie der Veröffentlichung wert und würdig schien, auch wirklich herausgegeben, das erhellt aus dem Briefwechsel mit Schröder in aller Klarheit; es könnten höchstens die Schatten am Bilde des Dichters durch Veröffentlichung seines Nachlasses nur noch dunkler werden.

Dasselbe gilt wohl auch von dem Briefverkehr Auerspergs, und da vielleicht in noch höherem Maße. Dr. Casile meint freilich, um die Herausgabe der Briefe Grüns an Schröder zu rechtfertigen, „jede Veröffentlichung von Briefreihen Auerspergs erscheine wertvoll, weil es immer ein Blick in einen Ehrenspiegel sei, in dem es keine blinde Stelle gebe“. Das sehr günstige Urteil mag sich allenfalls von diesem geistigen Verkehr des Dichters mit „dem befreundeten Literaturhistoriker“ rechtfertigen lassen, dürfte aber schwerlich in einer Verallgemeinerung wahr bleiben.

Den Rahmen des Charaktergemäldes bilden die Jahre vom 11. April 1806 bis zum 12. September 1876. Als Hintergrund mag eine aus Stadt und Land gebildete Aussicht genommen werden: Raibach, Wien, Graz und

das stille Thurn am Hart. Die Grundzüge am Bilde selbst werden nicht durch hervorragende äußere Geschehnisse geführt, gestalten sich vielmehr aus der Zeitlage heraus, ohne große Einwirkung auf sie: Staatsdienst, mehr oder weniger freiwillig übernommen, aber nicht in führender Stellung, und damit vielfach innig verquickte Beschäftigung mit der Dichtkunst, also zumeist „politische Poesie“. Beides stimmt mit der Familienüberlieferung des uralten deutschen Herrengeschlechtes der Auersperge insofern überein, als Anastasius sowohl Schriftsteller als Politiker zu seinen Vorbildern in der einflußreichen Familie zählen konnte. Sein Vater selbst, Graf Maria Alexander, war im Verwaltungsdienst tätig, dichtete zwar nicht, konnte aber „stundenlang in Reimen sprechen“. Wichtiger und nachhaltiger als die ererbte Anlage waren die Einflüsse der Erziehung für die spätere Entwicklung des Dichters. Daß der eben Siebenjährige schon nach Wien an die Theresianische Ritterakademie geschickt wurde, hatte seinen Grund in den äußeren Verhältnissen seines engeren Heimatlandes Krain, das 1813 unter französische Verwaltung kam.

„Um also sein Kind nicht nach Frankreich verzeiseln zu müssen“, entschloß sich der Vater, der „ein guter österreichischer Patriot bleiben wollte“, zu diesem Ausweg. Allein hier zeigten sich die verderblichen Folgen der verfehlten Anfänge bei der Erziehung im Elternhause. „Knabenzucht braucht harte Hände“, sagt der Dichter von „Dreizehnlinden“; aber solch wohlthätige Härte fehlte auf dem stattlichen Erbsitz der Familie. Von Natur aus „eigenwillig und stets zur Opposition geneigt“, wurde der Liebling vom Vater verwöhnt und von dem bestellten Hofmeister, einem alten Exfranziskaner aus der josephinischen Zeit, auch nicht gebändigt. Schon im zweiten Jahre des Wiener Aufenthaltes am Theresianum wird über die „Stüßigkeit“ des Zögling's geklagt, und als sich diese Untugend im folgenden Jahre zu unbotmäßiger Störrischkeit steigert, wird die Entlassung aus der Anstalt angedroht. Auersperg hat später selbst diese ersten Entwicklungsjahre in den Aufzeichnungen für seinen Freund Bauernfeld in folgender Weise geschildert: „Die geistlichen Pädagogen dieser Anstalt (Theresianum) erklärten schon nach zwei Jahren mich, damals neunjährigen Buben, für unverbesserlich; warum? weiß ich noch nicht. So bin ich denn aus ihrer Anstalt ausgetreten — worden und trat in die k. k. Ingenieurakademie, aus welcher mich der Tod meines Vaters abberief. . . . Die Privaterziehungsanstalt eines ehemaligen Kunstjüngers, nun eifrigen Konvertiten, Friedrich von Alinkowström, Schwager Pilats, nahm mich

jetzt auf, bis mich der Übertritt in die philosophischen Studien daraus befreite. Fleiß und Erfolg in meinen Lehrgegenständen zeichneten mich in der Anstalt vor meinen Mitschülern aus; aber die finstere klösterliche Zucht, der überspannte Eifer für Andachts- und Bußübungen und der düster-zeilotische Geist des Hausherrn und seiner ab und zu schwärmenden geistlichen Gäste, vorzüglich Liguorianer, widerten mich erklecklich an und geben zu manchen meiner späteren Richtungen die Aufklärung" (Werke Bd VI, S. 9 f). Diese Auslassungen über die damals berühmte Klinkowströmsche Erziehungsanstalt bedürfen wohl keiner Richtigstellung; jedenfalls hatte Auersperg der „wahrhaft väterlichen Zucht des Hausherrn" mehr zu verdanken, als er selbst zugestehen will, wie es Dr Casle in der einleitenden Lebensskizze (S. XXI—XXIV) quellenmäßig darlegt. Da wird auch noch die Anknüpfung einer Freundschaft erwähnt, die für den späteren Herausgeber slowenischer Volkslieder von Bedeutung wurde, nämlich mit seinem Landsmanne und Gesinnungsgenossen Franz Prešeren, „nachmals Krains bedeutendstem Dichter", der kurze Zeit als Hofmeister bei Klinkowström angestellt war. Den Abschluß seiner Bildung gaben nach Auerspergs eigenem Bericht „die philosophischen und Rechtsstudien, die er, mit Ausnahme zweier Jahrgänge in Graz, an der Universität zu Wien hörte. In diese Zeit fallen die ersten poetischen Versuche".

Damit sind die inneren Voraussetzungen, wenigstens soweit religiöse Dinge in Betracht kommen, vom Dichter selbst klar ausgesprochen. Es muß noch ein aufklärendes Wort über Auerspergs politische Ansichten und Grundsätze hinzugefügt werden. Doch auch hier, so meint Casle, „sei leider nicht immer mit wünschenswerter Sicherheit zu scheiden, inwieweit die ererbte Anlage, die Einflüsse der Erziehung, beider wechselseitiges Zusammenwirken beigetragen haben, die Eigenschaften dieses Mannes auszubilden". Auersperg selbst hat seinen politischen Standpunkt wiederholt genau umschrieben; „er sei nicht revolutionär, sondern oppositionell, man dürfe die Begriffe Opposition und Demagogie nicht miteinander verwechseln".

Für die Charakterisierung des Dichters dürfen die drei größeren Arbeiten im fünften Band der Neuauflagefügig übergegangen werden: es sind Übersetzungen, deren literarischer Wert zum größten Teil von dem Urtext abhängt. Danach beanspruchen die „Volkslieder aus Krain" als ein ganz bodenständiges Werk die meiste Beachtung; sie waren unter Mitwirkung seines Jugendfreundes und früheren Lehrers Prešeren gesammelt worden, und ihre Übertragung wird als eine „Meisterleistung" gerühmt,

weil die Arbeit nach Herders und Goethes Grundsätzen „mit größter Treue gegen die Urdichtung und möglichst vollständiger Beibehaltung der Wortstellung und zartester Einfühlung in Stil und Ton der Vorlage gemacht wurde“. Weniger gelungen dagegen erscheint die deutsche Bearbeitung der altenglischen Volkslieder über „Robin Hood“, nicht bloß wegen der allzu großen Schwierigkeit, ja geradezu „Unübersetzbarkeit“ der Urschrift, als vielmehr deshalb, weil der Bearbeiter „von dem Seinigen, das ist von seiner bekannten, holden und kräftigen Stimmungsfülle reichlich hinzugetan habe“. Die kleine Geschichte endlich „Der Eremit auf der Sierra Morena, nach dem Französischen frei erzählt“ soll einzig der Vollständigkeit wegen hier erwähnt sein.

Auch der sechste Teil der neuen Ausgabe, Aufsätze und Reden, hat nur eine mehr ergänzende Bedeutung, indem die mitgeteilten Proben zeigen, daß der Politiker die Grundsätze des Dichters nicht verleugnet, insbesondere die religiösen, wie das noch heute nicht vergessene Wort von dem „gedruckten Canossa“ in der ersten Rede wider das Konkordat zur Genüge beweist.

Es bleiben sonach bloß die vier Bände zur Würdigung übrig, die Grüns selbständige Dichtungen enthalten. In ihnen ließe sich vom reinen Standpunkte der literarischen Beurteilung aus eine besondere Gruppe eigentlich politischer Dichtung kenntlich machen, wodurch Auersperg der Stimmführer dieser Gattung in Österreich und somit auch in Deutschland wurde. Allein die ganze Richtung Grüns in seinem Empfinden und Denken ist so von seinem eigenartigen Freiheitsfönn erfüllt, daß eine glatte Scheidung nicht leicht angeht.

Ein Mithelfer der vorliegenden Neuauflage, Stefan Hock, hatte früher zur Feier des 100. Geburtstages Auerspergs eine kurze Erinnerung an den Dichter geschrieben (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 1906, 237 bis 244), die mit dem folgenden sehr freimütigen Geständnis schließt: „Dreißig Jahre sind seit der 70. Geburtstagsfeier des Dichters verstrichen, und Anastasius Grün ist vergessen. Es wäre Heuchelei, wollte man es leugnen. Wer lieft heute noch seine Werke? Wer weiß von seiner großen politischen Tätigkeit? Er ist vergangen mit dem Liberalismus, dem er als Dichter und Staatsmann gedient hat. Nun feiert man seinen 100. Geburtstag. Das heißt: ein paar Menschen, die von ihm wissen, die ihn lieben, erzählen von ihm dem staunenden, dem ungläubigen Volke.“ Was war denn, so muß man neugierig fragen, jener Liberalismus, dem Grün in all seinem Dichten und Trachten gedient hat und der in den letzten

dreißig Jahren „vergangen“ ist? Das läßt sich in zwei Worten sagen: Kampf gegen die „Pfaffen“ und „Sturmlauf gegen das ewig Gefrüge“ in der Staatsregierung. Eine Zusammenstellung der erregt geschriebenen Ausfälle gegen die katholische Kirche und ihre Diener, angefangen vom Papst bis zum armen Kapuzinerbruder „mit dem leeren Quersack um die Schultern“, füllt ganze Blätter. Gerade hierin offenbart sich am meisten der Einfluß Heines, mit der Einschränkung jedoch, daß Grün nicht seines Vorbildes Geist besaß. Zur Erklärung dieser Art von Verferkermut mag auf seinen „Unglauben“ schon in frühester Jugend hingewiesen werden, der sich später in seiner Umgebung und im Kreise seiner Freunde eher verdichtete als aufklärte. In dem „Stückelepos“ „Der letzte Ritter“ findet sich wenig Anlaß zu unmittelbaren gehässigen Anwürfen und kirchenfeindlichen Auslassungen; höchstens könnte in den beiden Romanzen „Die Wallfahrt“ und „Ulrich von Hutten“ der Ton etwas verlegen. Dagegen macht sich die Bitterkeit, womit die „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ durchtränkt sind, in den beiden Gedichten „Priester und Pfaffen“ und „Die Dicken und die Dünnen“ doppelt empfindlich fühlbar, weil sich Grün darin den Anschein gibt, als wolle er nur die Übergriffe des kirchlichen Einflusses im Staate bekämpfen, nicht aber den religiösen Beruf des Priesters antasten. Das Gehässigste indes, was je aus Grüns der Kirche nicht wohlwollender Feder geflossen ist, enthält der vierte Abschnitt im „Schutt“. „Eine Fensterscheibe“, einst von einem Bettler für eine Klosterkirche gestiftet, gibt dem Dichter den äußern Anlaß zu dem bittersten „Spott mit den Symbolen des Höchsten und Heiligsten“, wie selbst sein sehr wohl gesinnter Freund Schwab scharf tadelte. Der Neuherausgeber urtheilt nirgends hart über Anastasius, aber diese niedrige Schöpfung der Dichterphantasie muß auch er zurückweisen und zugestehen, „daß vor allem Protestanten Anstoß nahmen an der gehässigen Schärfe, mit der das Klosterleben gezeichnet wird, an der unvermittelten Vermischung des Burlesken mit dem Ernst und Sentimentalen, die hier in verletzender Weise Platz greift“; ja sogar der Dichter, in religiösen Dingen wahrhaftig nicht bedenklich oder ängstlich, habe es für nötig gefunden, in den späteren Auflagen mehrfach zu mäßigen und zu mildern.

Nach dieser Probe erübrigt es sich, noch auf das dritte Buch in dem „ländlichen Gedicht — der Pfaff vom Rahlenberge“ näher einzugehen. Wohl „streifen die Schwänke des Pfaffen in ihrer burlesken Verspottung kirchlicher Gebräuche mitunter an Blasphemie“, allein man könnte zur Entlastung des Dichters auf die Reidhartschwänke und die Geschichten des

Kalenbergers in den altdeutschen Gedichten aufmerksam machen und es wohlwollend als Grundgedanken der Dichtung annehmen, „daß das Recht, oder wie wir lieber sagen wollten, die Idee heilig und ewig, entstellbar, doch unverlierbar, anfechtbar, doch unbefiegbar sei“. So aufgefaßt, läge in dem Werke der Glaube an das Gute ausgedrückt — und Glauben in diesem Sinne sei eines der Lösungsworte Grüns auch im Leben gewesen. Noch weniger lohnt es sich endlich weiter der Mühe, ähnlichen Gehässigkeiten gegen jedes religiöse Empfinden in einzelnen Gedichten, wie etwa „Quersack“ oder „Friedel mit der leeren Tasche“ u. a., nachzuspüren. Der Gesamteindruck von Grüns Dichtungen in ihrem Verhältnis zur Religion kann leider nur tief bedauerlich sein, und das viel nachgesprochene Urteil Kralitz, „die schönsten Gestalten und Eingebungen Grüns seien durch den Zopf pedantischer Aufklärung verunstaltet“, klingt doch etwas zu glimpflich. Richtiger lautet die Fortsetzung der Würdigung: „Dort aber, wo Grün sich mit rückhaltloser Wärme seinen trefflich gewählten romantischen, österreichischen Stoffen hingibt, erweist er sich als glänzender Darsteller, als echter Heimatkünstler, an dem wir alle unsere Freude haben können, welcher Partei wir auch angehören.“¹ Das leitet zu Grüns politischer Dichtung über, in der er mittelbar und unmittelbar, offen und versteckt das „System“ bekämpft.

Während Dr Casile die religiösen Entgleisungen in Grüns Werken zu- meist nur mit einem kurzen Wort streift, geht er den politischen Anschauungen sehr sorgsam nach. Das ist ja von seinem Standpunkte aus leicht begreiflich, wenn auch nicht ganz gerechtfertigt. Im übrigen verdient seine Arbeit der Neuausgabe alles Lob und volle Anerkennung sowohl in Herstellung des Textes als insbesondere durch die trefflichen Einleitungen. Als am sorgfältigsten und besten herausgearbeitet muß die allgemeine Einführung in das Leben und Wirken des Dichters gerühmt werden². Einige Andeutungen daraus auch über die späteren Lebensverhältnisse Nuerbergs erscheinen notwendig, um den politischen Dichter zu verstehen.

¹ Ein Zeitgenosse und politischer Gegner des Dichters, der streitbare Sebastian Brunner, hat in seinem „Don Quixote und Sancho Panza auf dem liberalen Par-nasse“ etwas schärfer geurteilt, wohl im Sinne der Tatsachen, aber der Form nach leider zu — Brunnerisch.

² Nur ist das Urteil über A. W. Schlegel (S. xxxviii) zu hart, wenn auch vielleicht übernommen, und zuweilen fällt der etwas weniger gewählte Ausdruck, der sonst geradezu musterhaft die ganze Darlegung auszeichnet, merklich auf, wenn es sich um „Amerikale Kreise“ handelt.

Schon während seiner Studienjahre in Wien und Graz suchte der junge Adtelige Anschluß an die damaligen Dichterkreise. Die Namen sind in der Literatur bekannt: Castelli, Josef v. Hormayr und der vielgenannte Vermittler orientalischer Geschichte und Poesie, Josef v. Hammer; Bauernfeld und Venau gehörten wie Grün selbst zu den Jüngeren. Von besonderer Bedeutung für seine politischen Anschauungen wurde eine Reise nach Schwaben mit den freundschaftlichen Beziehungen zu Schwab, Kerner, Mayer und besonders Uhland. Eine italienische Reise gehörte seit Goethe notwendig zur Dichterbildung, und zwei Jahre später (1837) brachte Paris die nähere Bekanntschaft mit Heine. Der Dichter „des letzten Ritters“, „der Spaziergänge“ und des „Schutt“ war mittlerweile eine berühmte und zugleich gefürchtete Persönlichkeit geworden und mußte allmählich daran denken, auf seinem einsamen Edelfitz Thurn am Hart einen Hausstand zu gründen (1839). Jetzt beginnt ein neues Leben, geteilt zwischen Poesie und Politik, bis schließlich — etwa von 1860 an — die hohe Politik den Dichter beinahe erdrückte.

Aus dem äußeren Lebensgange läßt sich schon, ähnlich wie bei Uhland, ein ziemlich sicherer Schluß auf die Entwicklung des Dichters wagen: das muß eine besondere Art der politischen Muse werden, die man als „anti-bureaucratisch, im übrigen aber konservativ und von tiefster Liebe zum Vaterland beseelt“ bezeichnet hat. Wie verkünstelt diese nicht leicht verständliche Erklärung auch lauten mag, sie muß wohl nicht ganz unrichtig sein, wenigstens wäre es sonst nicht zu begreifen, wie im Mittelpunkt der schärfsten Dichtung gegen die Regierung, in den „Spaziergängen“, die schwungvollste, jedem Österreicher aus dem Herzen gesungene „Hymne an Österreich“ stehen könnte: „Riesin Ausrria, wie herrlich glänzeſt du vor meinen Blicken!“ Noch eine weitere Besonderheit zeigt Grüns so begeistert ausgedrückte Vaterlandsiebe: sie ist deutsch-national im ursprünglichsten Sinne der Bezeichnung. Wie der Dichter seine Gesinnung aufgefaßt hat, steht in manchem seiner Vieder ausgesprochen, am deutlichsten in dem bekannten Gedichte aus den „Zeitklängen“: „Nach dem Schützenfeste“, dessen Schlußstrophe fast wie eine Voraussage klingt, die wir jetzt erfüllt sehen:

„So kommt der deutsche Christtag einſt, die große Weißeſtunde,
Da klingt ein heilig Weihnachtslied aus aller Deutſchen Munde;
Heil dieſem Tag, da alles Korn in Garben aufgeſchoſſen
Und alle Funken in ein Licht, in eine Glorie floſſen!“

Der Inhalt des heiligen Viedes ist im Gedicht ausgesprochen: „Wir waren eins, wir bleiben eins!“ So kann man sich mit dieser Sonderart

von Vaterlandsliebe in etwa versöhnen; leider fehlt dem Dichter auch auf diesem Gebiete mitunter das ihm sonst eigene Feingefühl im Ausdrucke, wie das schon in der Aufschrift vergriffene Gedicht „Menagerie“ aus der „letzten Nachlese“ am größten offenbart. Zwei größere erzählende Dichtungen in Romanzenform „Prinz Eugenius“ und „Der Tambour von Ulm“ rechtfertigen ohne Einschränkung Kraliks sehr anerkennendes Urteil. Der Bearbeiter der Neuausgabe drückt sich am Schluß seiner allgemeinen Einleitung in der kurz zusammenfassenden Würdigung viel vorsichtiger aus, sodaß man ihm beizupflichten imstande ist. Vom Dichter sagt er: „Es ist kein Zweifel: die Tendenz hat den dauernden poetischen Wert der Dichtungen Auerspergs geschädigt“ — und der Politiker wird noch niedriger eingeschätzt: „Auersperg ist kein großer Politiker gewesen. Es fehlte ihm an schöpferischen staatsmännischen Ideen. Sein doktrinäer Liberalismus, der im Sinne der Aufklärungszeit an den Idealen Freiheit und Bildung festhält, steht den nationalen und religiösen Problemen des 19. Jahrhunderts ratlos gegenüber. Großdeutscher in der deutschen Frage, deutscher Zentralist in Österreich, deutsch gesinnt, aber nicht national, religiös, aber nicht konfessionell, muß er am Ende seines Lebens erkennen, wie sich hüben und drüben die Wirklichkeit ganz im Gegensatz zu seinen Vorstellungen entwickelt. . . .“ Am besten hat der Dichter seine Kampfnatur selbst geschildert in dem geistvollen Streitgedicht „Kopf und Herz“, dessen kurzen Inhalt die dritte Strophe wiedergibt:

„Es spinnt im obern Raume
Der Grübler und Prophet,
Und unten singt im Traume
Der Schwärmer und Poet.“

H. Scheid S. J.